

Nachdenklichkeit im Jubeljahr

Eine Münchner Ausstellung geht der Frage nach, wie die NS-Diktatur Forschung und Lehre beeinflusste

Von Annette Krauß

München (DK) „Mit ihrer politischen Gesinnung sind wir einigermaßen zufrieden. Jetzt ziehen Sie sich mal aus, damit wir sehen, ob Sie ein Arier sind!“ Die Satirezeitschrift „Simplicissimus“ karikierte am 20. Juli 1931 das „Professoren-Examen“ – eine treffende Illustration zur Umkehrung der Verhältnisse an deutschen Hochschulen. Zu sehen ist das Blatt in der Ausstellung „Die Technische Hochschule München im Nationalsozialismus“, die aus Anlass des 150-jährigen Bestehens der heutigen Technischen Universität München (TUM) im NS-Dokumentationszentrum München gezeigt wird.

Tatsächlich wurden 17 jüdischen oder politisch missliebigen Professoren der damaligen Technischen Hochschule (TH) unter dem nationalsozialistischen Regime entlassen; Promovierten, die in Ungnade fielen oder Juden waren, wurde der Dokortitel aberkannt. „Es finden sich erstaunlich viele Unterlagen in den Kellern an der Arcisstraße“, erzählt Wolfgang A. Herrmann, Präsident der TUM, „obwohl die Bausubstanz dort zu 80 Prozent im Krieg zerstört wurde“. Deshalb wolle man nicht nur ein Jubeljahr feiern, sondern „zur Nachdenklichkeit ermutigen und Licht ins Dunkel bringen, solange es geht“.

Winfried Nerdinger, der soben in den Ruhestand verabschiedete Direktor des NS-Dokumentationszentrums, hat mit einem Forschungsteam ein Jahr lang recherchiert, um aufzuzeigen, wie wissenschaftliche Institute in Dienst genommen wurden von den NS-Herrschern und wie sich Professoren und Studierende damals selbst mobilisiert haben. „Her zu uns!“ titelte das ausgestellte Wahlplakat des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes der TH um 1930. Gefordert wurde unter anderem die Einführung des Numerus clausus, wehren wollte man sich gegen die „Überfremdung der deutschen Hochschulen“. Bereits



Blick in die Ausstellung „Die Technische Hochschule München im Nationalsozialismus“ im NS-Dokumentationszentrum München. Foto: Weber

vor der Machtergreifung im Januar 1933 fuhr der NS-Studentenbund hohe Stimmenanteile ein. In einer Vitrine liegt das „Gesetz des Deutschen Studenten“, eine 1937 an die Studierenden ausgegebenen Broschüre, darin lautete das erste Gebot: „Deutscher Student, es ist nicht nötig, daß du Deine Pflicht gegenüber Deinem Volk erfüllst!“

Groß waren die nationalsozialistischen Pläne, diese wichtige Hochschule zu fördern und zu vergrößern. Geplant war 1936 die Verlegung der TH nach Nymphenburg, wo der gesamte Schloss-Park umbaut werden sollte mit Institutsgebäuden.

Ein Vier-Jahresplan hatte zum Ziel, Forschungsaufgaben zentral zu steuern, um den Staat autark zu machen und den Krieg vorzubereiten – dafür flossen große Geldmittel an die TH. In Dienst genommen wurden alle Fakultäten – im Fachbereich Architektur mussten Studentinnen in den Kriegsjahren Bauernhöfe zeichnen und vermessen, um den sogenannten „germanischen“ Hof zu erforschen und einen „Heimatsstil“ zu entwickeln, der in Dörfern im eroberten Osten, aber auch im heimischen Siedlungsraum umgesetzt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die TH als letzte Hoch-

schule in Bayern am 8. April 1946 den Betrieb wieder auf. Studienbewerber mussten damals Schutt räumen, um sich für einen Platz zu bewerben. Unter den Professoren durften etliche weiter lehren, die zuvor den nationalsozialistischen Zielen gedient hatten. Ehrendoktorwürden wurden verliehen an Industrielle, denen bekannt gewesen war, dass KZ-Häftlinge für ihre Zwecke gearbeitet hatten. All dies soll nun nach und nach auf den Prüfstand.

Die heutigen Studierenden, so erzählt Dozentin Irene Meissner, sind gerade an Seminaren zur NS-Zeit sehr interessiert. Und vielleicht kann in Zukunft

ein Teil der Ausstellung in einem Gedenkraum der heutigen TUM präsentiert werden, überlegt Präsident Herrmann. Gerade die 17 Erinnerungstafeln an Professoren, die durch die Veränderung der Machtverhältnisse nicht nur ihre Arbeit verloren, sondern oft auch ihren Lebensmut, hätten am Ort ihrer ehemaligen Wirkungsstätte einen würdigen Platz verdient.

Bis zum 26. August im NS-Dokumentationszentrum München, Max-Mannheimer-Platz 1 (nahe Königsplatz), geöffnet täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr (erweiterte Öffnungszeiten für Gruppen nach Vereinbarung).

Danny Boyle dreht neuen „Bond“

London (dpa) Der britische Oscar-Preisträger Danny Boyle (61, „Slumdog Millionaire“, Foto) soll Regie beim nächsten Bond-Film führen. Das gab die Produktionsfirma Eon Productions am Freitag bekannt. Das Drehbuch für den 25. Film mit Geheimagent 007 komme von John Hodge, mit dem Boyle bereits für den Kultfilm „Trainspotting“ zusammengearbeitet hat.

Die Rolle des smarten Agenten soll erneut Daniel Craig spielen. Es wird sein fünfter und wohl letzter Auftritt als Bond. Die Dreharbeiten sollen Anfang Dezember dieses Jahres beginnen, hieß es in der Mitteilung. In Großbritannien soll der Film im Oktober 2019 in die Kinos kommen.

Einen kleinen Vorgeschmack auf seine Fähigkeiten hatte Boyle bereits 2012 mit einem kurzen Spot für die Olympischen Spiele in London abgeliefert. Darin springen Queen Elizabeth II. und Daniel Craig als James Bond scheinbar von einem Hubschrauber mit dem Fallschirm über dem Olympia-Stadion in London ab. Foto: Agostini/AP/dpa



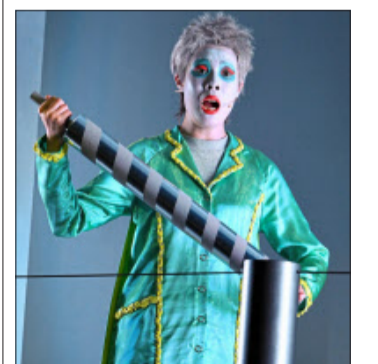
Eigener Film für Boba Fett

Los Angeles (dpa) Fans der „Star Wars“-Figur Boba Fett können auf einen größeren Kino-Auftritt des Kopfgeldjägers hoffen. Der wortkarge Einzelgänger, der in „Das Imperium schlägt zurück“ (1980) erstmals in einer Nebenrolle erschien, soll nun in einem sogenannten Spin-off zur Hauptfigur der Weltraumsaga werden, wie das US-Branchenblatt „Hollywood Reporter“ berichtete.

Demnach haben Disney und Lucasfilm den amerikanischen Regisseur James Mangold (54, „Walk the Line“, „Logan“?) The Wolverine“) mit der Regie und dem Skript für den Einzelfilm beauftragt. Vor einigen Jahren war das Projekt schon einmal angeht, damals unter der Regie von Josh Trank („Fantastic Four“), doch der Film wurde nie umgesetzt. Lucasfilm habe mehrere Filme über einzelne „Star Wars“-Charaktere geplant, darunter auch über Obi-Wan Kenobi, berichtet der „Hollywood Reporter“.

Björk-Album als Pop-Oper

Mannheim (dpa) In starken Farben und mit viel Pathos bringt das Nationaltheater Mannheim an diesem Samstag das Konzeptalbum „Vespertine“ der isländischen Musikerin Björk als Pop-Oper auf die Bühne. Unter der musikalischen Leitung von Matthew Toogood bietet sich den Zuschauern rund 75 Minuten lang eine Collage aus elektronischen Klangwelten und glockenhellen



Freuden und Ängste einer neuen Liebe: Probenfoto von „Vespertine“ mit Ji Yoon. Foto: Anspach/dpa

Stimmen. Kongenial inszeniert Regisseurin Kirsten Dehlholm „Vespertine“ (deutsch etwa: „abendlich“) als minimalistische Handlung in unwirtlicher Landschaft. Björks Album „Vespertine“ (2001) handelt von den Freuden und Ängsten einer neuen, heftigen Liebe.

Neues von Hotzenplotz

Prien am Chiemsee (epd) Ein nach Verlagsangaben bislang unbekanntes Abenteuer vom Kinderbuchklassiker „Räuber Hotzenplotz“ ist am Freitag erschienen. 45 Jahre nach den ersten drei Bänden wird der neue Band „Räuber Hotzenplotz und die Mondrakete“ vom Thieme-Verlag (Stuttgart) herausgebracht. Damit will der Verlag den 95. Geburtstag des am 20. Oktober 2013 in Prien verstorbenen weltberühmten Kinder- und Jugendbuchautor Otfried Preußler feiern.

Die Tochter des Autors Susanne Preußler-Bitsch hatte das Manuskript eines vergessenen Bühnenstücks „Die Fahrt zum Mond“ im Nachlass ihres Vaters entdeckt, und daraus „erzählte Kasperltheater zwischen zwei Buchdeckeln“ gemacht. Die Geschichte wurde vom Illustrator Thorsten Saleina neu bebildert.

So neu, wie der Verlag sagt, ist die Erzählung aussehend nicht. Wie die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete, ist die Geschichte bereits 1969 als Bühnenstück erschienen, in dem von Preußler herausgegebenen Band „Puppenspiele 9“. Dort hatte es den Titel „Vater Mond darf nicht krank sein“, wie der Verlag der Zeitung bestätigte.

Der Räuber Hotzenplotz, dessen drei erste Bände zwischen 1962 und 1973 erschienen sind, gilt als klassische Kasperlgeschichte. In der neuen Erzählung unterstützen Kasperl und Seppel wieder den Wachtmeister Dimpfelmoser, nachdem Hotzenplotz aus dem Gefängnis ausgebrochen ist. Das soll mit Hilfe einer Mondrakete gelingen.

Fallende Blätter und frische Knospen

Die „Österreichische Musikzeitschrift“ erscheint nicht mehr – Andere Magazine gehen ins Internet

Von Sabine Busch-Frank

Wien (DK) Rilke passt immer. „Die Blätter fallen ... mit verneinender Gebärde“, heißt es bei ihm, und tatsächlich herbstlich es wieder im Blätterwald, ungeachtet frühlingshafter Außentemperaturen. Im Januar erst wurde die in DDR-Zeiten begründete Musikzeitschrift „Melodie & Rhythmus“ eingestellt, nun melden die Herausgeber der renommierten „Österreichischen Musikzeitschrift“ („ÖMZ“), Daniel Brandenburg und Frieder Reininghaus, das Erscheinen der letzten Ausgabe.

Damit schließt sich ein Fenster von fast 100 Jahren, ging doch die „ÖMZ“ verschlungenen Weges aus den 1919 gegründeten „Musikblättern des Anbruch“ hervor. Unser Nachbarland, Heimat von Mozart, Schubert und Brahms, hat keine musikalische Fachzeitschrift mehr, auch der Onlinemarkt liegt brach. Sinnig haben die Herausgeber ihrem letzten Heft das Motto „Der große Umbruch“ vorangestellt und resümiert: „Das Leseverhalten hat sich in den letzten Jahren rapide verändert. Die Aufmerksamkeit und das Zeitbudget der Leserschaft wird durch andere Medien (nicht zuletzt die sozialen) und die zahlreichen (weithin von den Steuerzahlern finanzierten) Gratis-Publikationen der Musik- und Festivalveranstalter in Anspruch genommen.“ Auch hätten sinkende Zuwendungen das Magazin schon länger finanziell ausgehungert. Als Autorin bekam man bei der „ÖMZ“, wie



Die letzte Ausgabe der renommierten „Österreichischen Musikzeitschrift“. Das Magazin erschien seit 1948. Viele Kulturzeitschriften verlagern derzeit ihr Engagement ins Internet. Foto: Hollitzer Verlag

bei anderen Fachmagazinen auch, übrigens schon länger weder Reisekosten noch Honorar bezahlt. Dennoch schrieben hier viele treue, auch kompetente Fachjournalisten. Eine Rezension in der „ÖMZ“ hatte was Solides, war mehr wert als jedes noch so lässige „liken“ im Internet. Tempi passati, Friede ihrer Asche.

Aber wie schaut es hierzulande aus? Am auflagenstärksten ist die „Neue Musikzeitung“ („NMZ“) aus Regensburg, die im 67. Jahrgang mit 22 000 Exemplaren erscheint. Im aktuellen Editorial resümiert Herausgeber Theo Geißler bitter das „Schruppfen der einstigen Qua-

litäts-Feuilletons zu Vorankündigungs-Marketing-Geschnat-ter samt bezahlter Anzeigenschaltung“. Dass sich sein Blatt auf dem Markt behauptet, resultiert in der Verwurzelung in den Verbänden, deren Organ sie neben aktueller Berichterstattung, Reportagen und Rezensionen ist. Chefredakteur (und DK-Mitarbeiter) Juan-Martin Koch ist überzeugt, dass die Zeitschrift weiter eine musikvermittelnde Rolle einnehmen müsse, gerade in der regionalen Berichterstattung. Sie sei für „kleinere, ambitionierte Veranstalter, gerade auch von weniger marktgängigen Konzerten, lebensnotwendiger Echoraum“. Die Onlinepräsenz, welche sich die in Papierform schmucklos aufgemachte „NMZ“ leistet, kommt dem Leser betont niedrigschwellig entgegen: Der Abonnent bekommt sein Blatt früher zugeschickt, aber via Internet kann man gratis und in Ruhe alle zurückliegenden Ausgaben einsehen, vollständig und suchmaschinensortiert. Diesen Schatz, 20 Jahre Musikgeschichte umfassend, sollen demnächst allerdings nur noch Abonnenten heben dürfen. Ist die „NMZ“ der pragmatische Blaustumpf, sind die hochglänzenden Magazine aus dem Berliner Theaterverlag die mondänen Schwes-tern: Mit einer Auflage von 15 000 Exemplaren punktet „Theater Heute“. Zusammen mit „tanz“ und „Opernwelt“ (je 10 000) brilliert hier ein warte-zimmertauglicher Zeitschriften-Dreiklang, freilich jene alte Sparten Grenzen abbildend, die

sich gerade in völliger Auflösung befinden. Verleger Michael Merschmeier hält sich auf die Frage nach seinem Erfolgsrezept allerdings bedeckt. Man wolle sich lieber nicht in die Karten schauen lassen, teilt er ehrlich mit. Der Verlagsriese hat letzten Herbst ein reines Onlinemagazin auf den Weg gebracht, das „Theatermagazin“ macht sich schick auf den Tablets reisender Kultur-Aficionados.

Eher solide zeigt sich dagegen die älteste Fachzeitschrift hierzulande, vom „Deutschen Bühnenverein“ als Bundesverband der Theater und Orchester herausgegeben und in Hamburg gemacht. „Die Deutsche Bühne“ hat eine Auflage von 7000 Exemplaren, und Chefredakteur Detlef Brandenburg, obgleich glücklich über einen erfolgreichen Relaunch mit Verlagswechsel, resümiert: „Die Marktlage ist und bleibt schwierig. Früher hatte der Entschluss zum Abonnieren einer Zeitschrift oder Zeitung einen politischen Aspekt. Heute fällt die Entscheidung pragmatisch.“ Schnell und gratis bekommt man Informationen ja auch bei kostenlosen Zeitschriften wie „Crescendo“ oder unter www.nachtkritik.de. Dennoch: Weiter wird ein vielseitiges Angebot an Fachzeitschriften für den Kultursektor in Deutschland gekauft und gelesen. Ein wenig spät freilich, aber dafür mit professionellem Schwung, starten die Medien auch in die digitale, neue journalistische Parallelwelt. Was für ein Glück. Der Frühling war's und nicht der Herbst.